

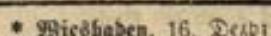
22. Jahrbuch

H. Sonnenberg, 16. Dezember.

us. Langensiefelbach, 16. Dez. Herr Dr. W. Pfeifer erlagte am Samstag im Fischbacher Wald einen Dachs mit dem respectablem Gewicht von 35 Pfund. — Die von Herrn Geheimrat Meyer-Wiesbaden hier gegründete unentgeltliche Hechtzuchtanstalt hat sich gut bewährt und wird aus allen Kreisen, hauptsächlich der Landbesitzer, von der Vergünstigung Gebrauch gemacht. Die nächste Sprechstunde ist wieder Donnerstag, 19. December von 10½ Uhr vormittags ab.

3. Rüdesheim, 16. Dez. Zu der neu gegründeten Gesellschaft „Rheingauer Herrenbund Alt-Rüdesheim“ haben sich in den fünf Tagen seit dem Vertragschluß (Nacht

bg. **Kassatten**, 14. Dez. Nachdem Betriebsdirektor Gr a b e von hier versetzt, ist Herr Ingenieur Bruchhäuser kommissarisch mit den Geschäften der hiesigen Kleinbahn-Betriebsdirektion be-
traut worden. — Der Hof Schwall, ohne Sinaro-Quelle, welche Eigentum der Stadtgemeinde ist, wird anderweitig mit
fast sämtlichen Grundstücken einschl. dem $\frac{3}{4}$ der Oekonomi-
gebäude verkauft. Die Verhandlungen über die einzelnen Ge-
bäude schweben noch u. bekunnt der romantisch gelegene schöne
Guthof bald wieder ein hübsches Aussehen. Das Sinaro-
Baggerwerk verbleibt in unveränderter Weise fortbestehen und
wird wahrscheinlich noch eine Vergrößerung erfahren, da der
Konsum ein immer größerer wird.



(Gefunden.)

„Eines schließt sich nicht für Alle“. Unsere soziale Gesetzgebung schreitet mächtig voran und die Regierung wetteifert fast mit den Volksvertretern in dem Ausbau der Gesetze zum Schutze der Staatsbürger im Falle ihrer verminderten Arbeitsfähigkeit oder Invalidität.

Die Pensions- und Relikten-Versicherung der Privat-Angestellten zeitigt jedoch eine Gefahr für den Handel und die Industrie selbst. Abgesehen von den großen befähigten Opfern, die die selbständigen Kaufleute in der heutigen Zeit kaum vertragen können — man rechnet bekanntlich mit 6 Prozent der Gehälter, etwa 192 Millionen —

Noch ist es Zeit, nur die Gebissen haben Stellung genommen, die Prinzipale haben bislang Vogelschrauß-Politik getrieben.

“ **Zollabfertigung am dem Bahnhof Wiesbaden W.** Wir erhalten folgende amtliche Mitteilung: Auf Grund zwischen der Eisenbahn- und Zollverwaltung getroffener Vereinbarungen findet die zollamtliche Abfertigung aller unter Zollverschluss für Wiesbaden eingehenden Frachtenladungen auf dem Bahnhof Wiesbaden West ab 15. Dezember 1907 statt. Um den Verkehrsinteressenten eisenbahnseitig tunlichst entgegen zu kommen, wird die Güterabfertigung Wiesbaden West die von dem Steueramt festgesetzten Beträge bei Veranlassung der Frachtbriele bezw. nach erfolgter Zoll- u. u. Abfertigung erheben und an die Kasse der Zollabfertigungsstelle auf dem Bahnhof Süd abführen. Soweit die Interessenten eisenbahnseitig Frachttun- dung annehmen, werden auch bis zur Höhe der Stundungssumme die Rollbeträge gestundet werden.

Berlin. Bankdiskont 7 $\frac{1}{2}$ %, Lombardzinsfuß 8 $\frac{1}{2}$ %, Privatliskont 7 $\frac{1}{2}$ %

[illegible]



Flugversuche in früheren Zeiten. Von der „Eroberung der Luft“ spricht sehr alte Welt. Da ist es interessant auch etwas von Flugversuchen in früheren Zeiten zu hören. Es ist fraglich, ob die Flugleistungen Santos Dumonts nicht schon von einer Reihe von früheren Experimenten überboten worden sind, von denen die Geschichte nur unsichere Berichte überliefert hat. Schon seit langem haben die Menschen versucht, aus einem genauen Studium des Vogelfluges die Konstruktion einer einfachen brauchbaren Flugmaschine zu finden. Bischof Wilkins, einer der ersten, die sich mit dem Problem der Fliegerei wissenschaftlich beschäftigt haben, hat eine Anzahl von Tatsachen gesammelt, die das beweisen. „Es wird berichtet“, so schreibt er, „daß sich ein englischer Mönch, genannt Eilmerus, schon zu Wilhelm des Eroberers Zeiten Flügel für sich gefertigt habe, mit denen er wohl eine Meile weit fliegen konnte; auch wissen wir, daß ein „weiser Mann“ von der Spitze des Markusdoms in Venedig sich in die Luft schwang und wie ein Vogel dahinflog; ein ähnlicher Fall wird aus Nürnberg berichtet. Bussellus teilt die genauen Einzelheiten von einem Versuch mit, den ein Türke in Konstantinopel sehr erfolgreich unternahm.“ Die Sehnsucht nach Überwindung der Erdschwere, die in der griechischen Phantastie die Sage vom himmelstiegender Prometheus entstehen ließ, ist durch das ganze Mittelalter hindurch mit dem Glauben an magische Kräfte und übernatürliche Zauberkunst genialer Geister verknüpft. Der Mantel des Fausts, mit dem er stolz wie ein Adler auf Sturmesflügeln dahinflog, gehört zu dem Bilde des weisen Meisters, das damals so viele zu verwirklichen trachteten. So wird berichtet, daß ein „zauberhafter Mann“ namens Giambattista Dante aus Perugia mehrere Male um den Tränenreichen See herumflog, von großen Schwingen getragen, bis einer seiner Flügel ihm versagte, er herabstürzte und ein Bein brach. Das erste genau beobachtete Experiment dieser Art unternahm im Jahre 1742 der Marquis von Battolle, der von seinem Hause in Paris quer über die Seine fliegen wollte. Eine ungeheure Volksmenge hatte sich versammelt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Wirklich vollführte der Marquis auch den größeren Teil seines Planes, bis ihn gerade über dem Strom die Kraft verließ und er in ein Boot auf dem Fluße herabstürzte. Innerhalb des 19. Jahrhunderts sind dann eine ganze Anzahl gut überlieferter Flugversuche auf kleine Strecken unternommen worden, unter denen die Erfolge des Franzosen Le Bris, der in den fünfziger Jahren seinen „künstlichen Vogel“ konstruierte, den ersten Platz einnehmen. Trotzdem sind bis in die neueste Zeit Zweifel über die Glaubwürdigkeit dieser aus der Vergangenheit überlieferten Fälle erhoben worden, bis endlich die Experimente von Lillenthal das Problem der Fliegerei wissenschaftlich erklärten und die Möglichkeit dieser allgemein für Mythen gehaltenen Erzählungen erwiesen.

Was zahlt der Bürger für sein Staatsoberhaupt? Im „Figaro“ unternimmt es ein Fanatiker der Statistik, diese wunderliche Frage zu beantworten. Der Franzose zahlt für seinen Präsidenten jährlich die niedrige Summe von 9 Centimes. Erheblich höher ist schon der Betrag, der in Deutschland auf den einzelnen Untertan entfällt: 34 Centimes pro Kopf und Jahr; aber immerhin ist dieses Verhältnis im Vergleich zu den übrigen Staaten noch ein günstiges, denn in Rußland entfallen 35, in Italien 44, in Oesterreich-Ungarn gar 45 Centimes. Am teuersten aber kommen die Griechen und Belgier bei diesem Vergleich weg, denn ein jeder Belgier oder Grieche trägt 50 Centimes bei, um in seinem Vaterlande die Würde des Königtums standesgemäß zu erhalten.

45 000 Morde in fünf Jahren. In Chicago hat der Richter Marcus Kavanagh vor kurzem an seine Rechtskollegen eine Ansprache gehalten, die in Amerika großes Aufsehen erregte und auf die amerikanischen Kriminalverhältnisse ein grelles Schlaglicht wirft. Danach ist Amerika das Land, in dem die meisten Verbrechen verübt werden, und sein Rechtssystem ist das unsicherste und veraltetste der Welt. Vor allem weist Amerika die größte Zahl der Morde auf. In den letzten fünf Jahren sind in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 45 000 Morde vollbracht worden. Kavanagh führt diese Tatsache auf die schlechte Handhabung der Geseze zurück, und zum Teil auch darauf, daß die gegenwärtigen Geseze nicht ausreichen. Heute sei es einem überführten Mörder, wenn er über genügend Geld und geschickte Advokaten verfüge, wohl möglich, die Vollstreckung des Urteils um Jahre hinausschieben zu lassen. Aus der Statistik ist nachzuweisen, daß im letzten Jahre, da in England und Wales 317 Nordtaten geschahen, in den Vereinigten Staaten deren 8760 vollbracht wurden. Dabei ist die Bevölkerung Nordamerikas kaum doppelt so groß wie die des kleinen England. Die Amerikaner wälzen natürlich alle Schuld von sich ab auf die Schultern der europäischen Einwanderer. Dieser Abshau könne nicht so schnell absorbiert werden; nur dieser Kreis sei es, der die Anzahl Verbrechen liefere.



Statistisches vom „Dreadnought“. dem bekannten englischen Riesen-Schlachtschiff, gibt die „World“, die ihren Lesern ein anschauliches Bild von der gewaltigen Kraft vermitteln soll, die diese größte, von Menschen geschaffene Kampfmaschine entfalten kann. Man hat die Armierung und die Schwere der Artillerie hier fast an die Grenze des Möglichen getrieben. Den ersten artilleristischen Proben sah man mit einer gewissen Beforgnis entgegen; denn erst die Praxis sollte die Theorie bestätigen, daß der Schiffsrumpf

die gewaltigen Erschütterungen ertragen konnte, die mit dem Abgeben einer Breitseite verbunden sind. Denn die Armierung dieses gewaltigen Panzers, der den Neubauten als Vorbild vorangestellt worden ist, ist so stark, wie sie seither kein Kriegsschiff besitzt. Die neuen zwölf Zoll-Geschütze, die mit ihrer Rohrlänge von 53 Fuß 42 nebeneinanderstehenden Menschen Platz bieten würden, entwickeln mit jedem Schuß eine Energie von etwa 60 000 Tonnen, so daß bei Abgabe einer Breitseite das Schiff einen Stoß in der Stärke von etwa 400 000 Tonnen überwinden muß. Man wird von diesen Zahlen vielleicht ein anschaulicheres Bild erhalten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein einziger Schuß die Energie entwickelt, die ausreichen würde, einen zwanzigfüßigen amerikanischen „Wolkenkratzer“ vom Erdboden zu heben. Das Projektil selbst reicht an Höhe einem normalen Mann etwa bis in Schulterhöhe und wiegt 8½ Zentner. Die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses bei Verlassen des Rohres beträgt etwa 2000 engl. Meilen in der Stunde; wenn das Geschöß die Anfangsgeschwindigkeit beibehielte, würde es die Strecke vom neuen zum alten Kontinent in etwa 1½ Stunde zurücklegen können. Wenn man die von den zehn Geschützen entwickelte Energie zusammenfaßt und auf ein Geschöß konzentrierte, so würde dieses Projektil, wenn man den Luftwiderstand aus der Berechnung ausschaltet, die Erde in einer Stunde 24 Minuten umkreisen. Die Erschütterung, die von einer Breitseite ausgeht, wirkt auf das Schiff so heftig nach, daß der Koloß sich stark zur Seite legt und schwankt. Allein dieses Schwanken an sich würde noch keine Gefahr darstellen, weil es sich hierbei um Gewalten handelt, die berechnet und eingeschätzt werden können. Eine Gefahr aber liegt in den atmosphärischen Umwälzungen, in der plötzlichen Verschiebung des Luftdruckes, die durch einen Schuß aus diesen Geschützen hervorgerufen wird, denn die Tragweite dieser Gefahr läßt sich einstweilen nicht abwägen. Die Entladung des Geschößes schafft für eine Sekunde einen luftleeren Raum. Dann drängt die Luft plötzlich herein, den leeren Raum zu füllen, es entstehen Wirbel, Schiebungen und die ganze Atmosphäre gerät in Aufruhr, so daß sich an der Mündung des Rohres eine Art kleinen Zyklons entwickelt. Wenn nun acht Geschöße kurz hintereinander feuern, müssen diese Wirbel ineinandergreifen und sich natürlich bis ins Unberechenbare steigern. Bei der kleineren „Hibernia“ haben diese Luftumwälzungen die Geschöße aus ihren Lagern losgerissen und auf Deck schlimme Verwüstungen angerichtet. Was auf dem „Dreadnought“ mit den Vorderräumen geschieht, wenn die Nachbargeschöße unmittelbar anschließend feuern, ist ein noch ungeklärtes Problem.

Humor.

Schwierig. Reimig: „Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt einen Menschen gibt, der es fertig brächte, meine Unterschrift auf einem Scheck zu fälschen und das Geld dafür auf der Bank zu erhalten.“
Gleitwig: „Ist denn Ihre Unterschrift so eigenartig?“
Reimig: „Das nicht, aber ich habe keinen Pfenning auf der Bank.“



Mein Geschäft **Richelsberg 11** beabsichtige ich baldmöglichst aufzulösen. Zur schnellen Räumung des Lagers gewähre ich Rabattfähre von 10% bis 30% auf die in Zahlen vermerkten bisherigen Verkaufspreise. **Gummischuhe**, die durch Lagern im Aussehen etwas gelitten haben, verkaufe ich jetzt wie folgt:

2588
Damen-Gummischuhe . . . 1.75 M.
Herren-Gummischuhe . . . 2.30 „
Kinder-Gummischuhe . . . 1.00 „

Eine Anzahl Einzelpaare habe ich im Schaufenster **Richelsberg 11**, zum Ausverkauf aufgestellt. Sehr billig abzugeben ist die Ladeneinrichtung mit Schuhablaken, sämtlichen Glasplatten für Fensterdekoration, Schilder, Kartise u.

M. S. Wreschner, 11 Richelsberg 11, neben dem Neubau.

Statt jeder besonderen Anzeige.

Heute morgen 7.15 Uhr entschlief sanft nach langem, schwerem, mit grosser Geduld ertragenem Leiden, mein innigstgeliebter Mann, unser treuer guter Sohn, Schwiegersohn, Bruder, Schwager, Onkel und Neffe

Herr Heinrich Theodor Schmidt

im 29. Lebensjahre.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:

Sophie Schmidt, geb. Dörr

Franz Heinrich Daniel Schmidt Wfw.,

Philippine geb. Thon,

Frau Jakob Dörr Wfw., Marie geb. Dinges.

Wiesbaden, den 15. Dezember 1907.

Die Trauerfeier findet Mittwoch, den 18. Dezember, nachmittags 3 Uhr, im Sterb-hause Yorkstrasse 25, daran anschliessend die Beerdigung auf dem neuen Friedhofe statt.

2776

Prima Dresdener Stollen

von 1-25 Mark in vorzüglicher Qualität.
Bitte die geehrten Herrschaften Proben in meinem Geschäfte entgegen zu nehmen.

Fr. Bossong
Soflieferant. 2761

Reichshallen Theater

Heute ab 16. Dezember 1907:
Gänzlich neues Spezialitäten-Programm.
Nur noch einige Tage
die berühmte Trauamtänzerin
Madelaine Röh.

2792

10% Rabatt

bis Weihnachten für Kleider-
büsten in allen Größen auch
Verstellbare u. solche nach Maß.
Schnittmusterverkauf. 702

Academie Luisenplatz 1a, 2

Piano's

eigener Arbeit m. Garantie.
Mod. 1 Stud.-Piano 122cm h. 450 M., mod. 2 Gacia Piano 125 cm h. 500 M., mod. 3 Rhemania A Piano 128 cm h. 570 M., mod. 4 Rhemania B Piano 128 cm h. 600 M., mod. 5 Moguntia A Piano 130 cm h. 650 M., mod. 6 Moguntia B Piano 130 cm h. 680 M., mod. 7 Salon A Piano 132 cm h. 720 M., mod. 8 Salon B Piano 134 cm h. 750 M. usw. auf Noten ohne Aufschlag per Monat 15-20 M. Kasse 5%. 4361
W. Müller's Piano-Fabrik, Gebr. 1843, Mainz, Münsterstr.

Trauerstoffe, Trauerkleider, Trauerröcke, Trauerblusen,

in allen Größen und Preislagen 6004

J. Hertz,
Langgasse 20.

Uhren

repariert sowie neu gut und billig

Friedrich Seelbach,
32 Kirchgasse 32 2790

Gehittet m. Was, Alarm r. Klav. u. and. Instr. u. gegenstände aller Art (so: ein feuerfest u. im Keller halt.) 1883
Uhlmann, Luisenplatz 2

Gilke g. Glasbläser, Zimmermann, Hamburg, Richtstrasse 33.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 294.

Dienstag, den 17. Dezember 1907.

22. Jahrgang.

Späte Rache (Sherlock Holmes).

Einzig berechtigte Uebersetzung der weltberühmten Detektiv-Romane von Conan Doyle.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Sehen Sie sich, und hier ist eine Zigarre. Wir sind sehr gespannt, zu hören, wie Sie es angefangen haben. Ist Ihnen vielleicht ein Glas Grog gefällig?“

„Habe nichts dagegen,“ versetzte der Detektiv; „wer solche Anstrengungen durchgemacht hat in den letzten Tagen, bedarf wohl einer Erfrischung. Besonders die geistige Ermüdung war übergroß. Sie werden das verstehen, Holmes, denn auch Sie arbeiten mit dem Kopfe.“

Gregson hatte im Lehnstuhl Platz genommen, und begann mit Wohlgefallen seine Zigarre zu rauchen. Plötzlich schlug er sich mit der Hand auf das Knie und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Es ist wirklich zu komisch,“ rief er, „daß Vestrade, der Narr, der für so ungeheuer klug gilt, sich ganz und gar auf dem Holzweg befindet. Er hat es auf den Sekretär Stangeren abgesehen, der doch so unschuldig an dem Verbrechen ist, wie ein neugeborenes Kind. Sicherlich hat er ihn jetzt schon dingfest gemacht.“ Und wieder wollte er sich vor Lachen ausschütten.

„Wie haben Sie denn aber die richtige Spur gefunden?“ fragte Holmes.

„Ich will Ihnen alles erzählen. Es bleibt natürlich ganz unter uns, Doktor Watson. Die erste Schwierigkeit, die es zu überwinden galt, war, Kenntnis von Drebbers Vorleben in Amerika zu erlangen. Mancher würde gewartet haben, bis Antwort auf seine Anzeige kam, oder irgend jemand ihm von selbst Mitteilungen machte. Aber das ist nicht Tobias Gregsons Art und Weise. Erinnern Sie sich an den Hut, der neben dem Toten auf dem Boden stand?“

„Gewiß; aus dem Geschäft von John Underwood u. Söhne, Cumberwell-Strasse 129.“

„Gregson machte ein höchst verblüfftes Gesicht. „Haben Sie das wirklich auch bemerkt? Sind Sie da gewesen?“

„Nein!“

„Das Wunderl mich. Mein Grundsatz ist, keine Gelegenheit unbenützt vorbeigehen zu lassen, wie geringfügig sie auch erscheint.“

„Für einen großen Geist ist selbst das Kleinste von Bedeutung,“ bemerkte Holmes salbungsvoll.

„Ich ging also zu Underwood,“ fuhr Gregson fort, „und fragte ihn, ob er kürzlich einen Hut, wie ich ihn beschrieb, verkauft habe. Er schlug in seinen Büchern nach und fand sogleich, was ich wollte. Der Hut war an einen Herrn Drebbler nach Madame Charpentiers Pension in Torquoy Terrace geschickt worden. Er bekam ich seine Adresse.“

„Schlau sehr schlau,“ murmelte Sherlock Holmes.

„Nun suchte ich Madame Charpentier auf, die ich sehr blaß und angegriffen fand. Auch ihre Tochter, ein ungewöhnlich hübsches Mädchen wor augen; sie hatte rotgeweinte Augen, und als ich sie anredete, bebten ihre Lippen. Das entging mir nicht, und ich witterte gleich Unrat. Sie kennen das Gefühl, Holmes, wenn man plötzlich auf die richtige Spur gerät, es fährt einem durch alle Glieder.“

„Haben Sie schon etwas von dem rätselhaften Tode des Herrn Drebbler aus Cleveland gehört, der bei Ihnen gewohnt hat?“ fragte ich.

„Die Mutter nicht bloß, sie schien außer Stande, einen Laut hervorzubringen, die Tochter aber brach in Tränen aus. Kein Zweifel, die beiden wußten Näheres über die Sache.“

„Um welche Zeit verließ Herr Drebbler Ihr Haus, um sich auf die Eisenbahn zu begeben?“ fuhr ich in meinem Verhör fort.

„Um acht Uhr,“ erwiderte sie, ihre Aufregung mühsam bewingend. „Herr Stangeren, sein Sekretär, sagte, es gäbe zweizüge, einen um 9,15 und einen um 11 Uhr. Er wollte mit dem ersteren abreisen.“

„Und haben Sie ihn seitdem nicht mehr gesehen?“

„Bei dieser Frage wurde die Frau leichenblaß, und es dauerte mehrere Sekunden, bevor sie das einzige Wort: „Nein!“ hervorstieß. Ihre Stimme klang heiser und unnatürlich.“

„Mutter,“ sagte die Tochter nach einem Augenblick tiefer Stille, „laß uns dem Herrn gegenüber aufrichtig sein. Aus einer Unwahrheit kann nie etwas Gutes kommen: Ja, wir haben Herrn Drebbler noch einmal wiedergesehen.“

„Verzeih dir Gott,“ rief Frau Charpentier, und sank händerringend auf einen Stuhl. „Du hast deinen Bruder ums Leben gebracht.“

„Arthur würde selbst wollen, daß wir die Wahrheit sagten,“ entgegnete sie mit Festigkeit.

„Sprechen Sie frei heraus,“ ermahnte ich, „ein halbes Vertrauen ist schlimmer als gar keines. Auch weiß die Polizei vielleicht schon mehr, als Sie ahnen.“

„Mein Sohn ist völlig unschuldig,“ beteuerte sie. „Wenn ich seinetwegen besorgt bin, so ist das nur, weil ich fürchte, daß er in Ihren Augen und vielleicht in denen anderer Leute, verdächtig erscheinen könnte. Aber das ist ja undenkbar. Sein vortrefflicher Ruf, sein Stand, sein ganzes früheres Leben, bürgen dafür, daß er an dieser gräßlichen Tat keinen Anteil hat.“

„Sagen Sie mir nur alles, was Sie wissen,“ bedeutete ich sie; „wenn Ihr Sohn unschuldig ist, hat er nichts zu fürchten.“

„Laß uns allein, Mary,“ gebot Madame Charpentier. Die Tochter verließ das Zimmer und die Mutter berichtete nun in heftiger Erregung: „Herr Drebbler hat drei Wochen lang bei uns im Hause gewohnt. Vorher war er mit seinem Sekretär Stangeren auf Reisen; nach den Betteln an ihren Köffern zu schließen, kamen sie zuletzt aus Kopenhagen. Stangeren zeigte sich schweigsam und zurückhaltend. Drebbler aber benahm sich höchst anstößig. Er war ein gemeiner Mensch von rohen Sitten. Gleich am Abend seiner Ankunft hat er sich sinnlos betrunken und nach zwölf Uhr mittags sah man ihn selten nüchtern. Im Verkehr mit den Zimmermädchen war er widerlich frech und vertraulich, ja sogar meiner Tochter Mary gegenüber erlaubte er sich ein ähnliches Betragen und sprach mehrmals in einer Weise mit ihr, die sie in ihrer Unschuld zum Glück nicht verstand. Einmal war er sogar unverschämt genug, sie in

meinem Beisein zu umarmen und zu küssen, so daß sein eigener Sekretär sich ins Mittel legte und ihm diese Frechheit verwies.

„Aber warum liehen Sie sich das alles gefallen? Sie hätten doch den lästigen Menschen los werden können, sobald Sie wollten.“

„Ich weiß wohl,“ sagte Madame Charpentier erstickend; „hätte ich ihn nur gleich am ersten Tage aus dem Hause gewiesen. Allein die Versuchung war zu groß. Sie bezahlten mir zusammen vierzehn Pfund die Woche, und ich hielt es für meine Pflicht, in diesen schlechten Zeiten mir eine solche Einnahme nicht entgehen zu lassen. Ich bin Witwe und mein Sohn in der Marine hat viel Geld gekostet. Nach dem letzten Austritt ärgerte ich aber nicht länger, ihm zu künden; das war der Grund seiner Abreise.“

„Nun, und wie wurde es weiter?“

„Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich ihn glücklich fort-fahren sah. Mein Sohn ist jetzt auf Urlaub hier; ich habe mich jedoch wohlweislich gehütet, ihm etwas von meinen Unannehmlichkeiten zu sagen, denn er gerät leicht in Harnisch und liebt seine Schwester zärtlich. Meine Freude, jenen lästigen Menschen los zu sein, war leider von kurzer Dauer. Noch war keine Stunde vorbei; so klingelte es heftig und man sagte mir, Drebbler sei wieder da, er habe den Zug veräumt. In stark beäugtem Zustand ergwang er sich den Eintritt in das Zimmer, wo ich mit meiner Tochter saß, trat frech vor Mary hin und machte ihr den Vorschlag, mit ihr zu entfliehen. „Sie sind großjährig,“ sagte er, „das Gesetz hat keine Macht über Sie. Ich besitze Geld die Hülle und Fülle. Kümmeren Sie sich nicht um die Alte, sondern folgen Sie mir auf der Stelle; Sie sollen wie eine Fürstin leben.“ Die arme Mary war zu Tode erschrocken und wich vor ihm zurück, er aber ergriff sie am Arm, um sie mit sich fortzuziehen. Ich schrie laut auf vor Angst, und in diesem Augenblick trat mein Sohn Arthur ins Zimmer. Was weiter geschehen ist, weiß ich nicht, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe und hörte nur Verwünschungen und ein verworrenes Getöse. Als ich wieder aufblicken wagte, stand Arthur, einen Stock in der Hand, lachend an der Tür. „Der faubere Kumpen wird uns voransichtlich nicht mehr belästigen,“ sagte er; „ich will mich nur noch überzeugen, was aus ihm geworden ist.“ Mit diesen Worten eilte er die Treppe hinunter. Am nächsten Morgen brachte man uns die Nachricht von Drebbler's geheimnisvollem Tode.“

„Um wieviel Uhr ist Ihr Sohn nach Hause gekommen?“ fragte ich, „als Madame Charpentier mit ihrem Bericht zu Ende war. „Das weiß ich nicht,“ stammelte sie; „er hat sich selbst mit dem Hausschlüssel hereingelassen.“

„Nachdem Sie zu Bett waren?“

„Ja.“

„Wann begaben Sie sich zur Ruhe?“

„Gegen elf Uhr.“

„So blieb Ihr Sohn also wenigstens noch zwei Stunden fort?“

„Ja.“

„Möglicherweise auch vier oder fünf?“

„Ja.“

„Wo war er inzwischen?“

„Ich weiß nicht,“ flüsterte sie mit bleichen Lippen.

Unter diesen Umständen war ich natürlich nicht länger im Zweifel, was zu tun sei. Ich nahm zwei Polizisten mit, suchte Leutnant Charpentier auf und ließ ihn festnehmen. Als ich seine Schulter berührte und ihn ermahnte, uns ohne Widerstand zu folgen, richtete er sich stolz in die Höhe. „Man hegt vermutlich Verdacht, ich sei an der Ermordung des schurkischen Drebbler beteiligt,“ waren seine ersten Worte. Sie werden mir zugeben, daß dies höchst verdächtig ausfah.“

„Versteht sich,“ pflichtete Holmes bei.

„Er hielt den Stock in der Hand, von dem seine Mutter gesprochen hatte, einen schweren eisernen Knüttel.“

„Wie denken Sie sich denn den Verlauf der Sache?“

„Nun, er ist Drebbler bis zur Brixton-Straße gefolgt. Dort hat sich ein neuer Streit zwischen ihnen entsponnen, Drebbler hat mit dem Stock einen Schlag erhalten, wahrscheinlich in die Magenhöhle, der seinen Tod verursachte, ohne eine Spur zu hinterlassen. In der regnerischen Nacht war kein Mensch unterwegs, Charpentier konnte daher die Leiche ungeesehen nach dem leeren Hause schaffen. Was aber das Licht betrifft, das vergossene Blut, die Schrift an der Wand und den Ring, so sind das wahrscheinlich alles nur Finten, um die Polizei auf eine falsche Fährte zu locken.“

„Vortrefflich,“ rief Holmes beifällig. „Sie machen wirklich Fortschritte, Gregson; es kann noch etwas aus Ihnen werden.“

„Ich schmeichle mir, daß ich alles ganz glatt abgewickelt habe,“ sagte der Polizist voll Selbstgefühl. „Der junge Mann behauptete zwar steif und fest, er sei Drebbler nur eine kurze Strecke weit nachgegangen, dann habe dieser ihn entdeckt und sei in eine Droschke gestiegen, um ihn zu entkommen. Auf dem Heimweg wollte er dann einem früheren Kameraden vom Schiff begegnet sein und einen langen Spaziergang mit ihm gemacht haben. Als ich aber nach der Wohnung dieses Bekannten fragte, wußte er sie nicht anzugeben. Wie gesagt, der Fall ist mir ganz klar; es macht mir nur Spah, daß Vestrade eine so falsche Spur verfolgt, die zu nichts führen kann. — Aber, wahrhaftig, ich glaube, da ist er selbst.“

Vestrade war wirklich während unseres Gesprächs die Treppe heraufgekommen und trat jetzt ins Zimmer. Sein für gewöhnlich so selbstbewußtes Wesen war kaum wieder zu erkennen; seine Mienen waren verstört, sein sonst so peinlich sauberer Anzug in Unordnung. Er wollte sich offenbar bei Holmes guten Rat holen; seinen Kollegen da zu finden, hatte er nicht erwartet. Unschlüssig blieb er mitten im Zimmer stehen und drehte seinen Hut krampfhaft in den Händen. „Ein höchst verwickelter, unverständlicher Fall,“ sagte er endlich.

(Fortsetzung folgt.)

Bauernfänger.

In einer Provinzialstadt betritt ein Fremder ein Wirtshaus, bestellt ein Glas Bier und erklärt, er wolle hier ein paar Minuten warten, es habe ihn einer hierherbestellt, der ihm etwas zu bezahlen habe.

Nachdem er etwa eine Stunde gefessen und alle aufliegenden Zeitungen durchstudiert hat, tritt der Wirt an seinen Tisch: „Sie sind wohl hier fremd?“ fragt er.

„Allerdings,“ ist die Antwort.

„Und Sie haben wohl einem Unbekannten Geld geliehen?“

„Ich kenne ihn nicht näher, das stimmt.“

„Wieviel haben Sie ihm denn gegeben?“

„Zehn Mark.“

„Um! Wie kam denn das?“

„Nun, ich traf ihn in der Kneipe, wir kamen ins Gespräch, und er erzählte mir, er müsse noch eine Rechnung bezahlen, die Bank sei schon zu, und es fehlten ihm noch zehn Mark. Da gab ich sie ihm. Er schrieb mir einen Schuldschein und versprach mir, er wolle um 11 Uhr hier sein und mir das Geld bringen.“

„Dieber Herr,“ meint der Wirt, „ich fürchte, Sie sind hineingelegt worden.“

„Das glaube ich nicht.“

„Doch. Das ist ein alter Trick. Der Schuldschein hat nicht den geringsten Wert, denn der Name, der darunter steht, ist höchstwahrscheinlich ein fingierter. Den Mann aber werden Sie voransichtlich nie wiedersehen.“

„Das kann ich nicht glauben, er machte einen äußerst ehrlichen Eindruck.“

„Das tun sie alle. Sie werden sehen, daß ich recht habe.“

„Nun,“ meinte der Gast, „ich will mich ja nicht als großer Menschenkenner aufspielen, aber ich möchte drauf schwören, daß der Mann ehrlich war.“

„Wetten, daß Sie sich irren?“ sagte der Wirt.

„Schön, wetten wir,“ stimmte der Fremde zu, „wie hoch?“

„Sagen wir zwanzig Mark.“

„Einverstanden, ich riskiere ja nichts, denn ich bin fest überzeugt, daß der Mann kommen wird.“

Das Geld wurde also deponiert, und der Fremde bestellte sich noch ein Glas Bier, um die Wartezeit zu verkürzen.

So verging noch eine Viertelstunde, da öffnete sich die Tür der Gaststube, ein anständig gekleideter Mann trat herein, legte dem Fremden mit herzlichen Dankesworten zehn Mark hin, nahm seinen Schuldschein an sich und verabschiedete sich wieder.

„Sehen Sie, ich hatte recht,“ sagte der Gast und streckte die Hand nach dem gewonnenen Gelde aus. Es wurde ihm auch widerspruchslos ausgehändigt, und bald darauf empfahl er sich.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da schlug der Wirt, der in tiefen Gedanken dagefessen, schallend auf sein Knie und rief im Ton ehrlichster Ueberzeugung: „O, ich Esel! Natürlich haben die beiden unter einer Decke gesteckt!“

Pseudo-Plauschke.

Weihnachts-Humoreste

von

Fritz Ganger.

(Nachdruck verboten.)

So sah also Berlin im Weihnachtsschnee aus! Soll Herr Friedrich Wilhelm von Bögenthin auf Bögenthin bei Schlobitten war eben auf Bahnhof Friedrichstraße aus dem Königsberger Schnellzuge gestiegen, langsam die Treppen hinabgestafert — denn es war nichtsruhig glibberig auf diesem Treppenbelag von Pinoleum oder was für Zeug das sonst sein mochte — und stand nun mit vorgeschobener Unterlippe und gerümpfter Nase, daß sie so kraus wie ein Blatt vom Christstahl ausah, vor dem Eingang zum Bahnhof und betrachtete kopfschüttelnd das Wunder des Berliner Weihnachtsschnees.

Schnee sollte das sein? Den Kuckuck auch! Das war regelrechter Dreck!

Herr von Bögenthin knurrte diese lehtere Bezeichnung sehr nachdrücklich und mußte unwillkürlich an den Weihnachtsschnee daheim denken. Der sah anders aus! Da lag's jetzt wie ein reines, schloßweißes Tuch, so keusch und zart und unberührt. Alle Felder trugen ihren Festmantel, die Tannen und Kiefern im Walde hatten silberne Pelze an und jeder Zaunpfiler prahlte fest mit seiner Winterkappe.

Aber hier!?

Nun, Herr von Bögenthin war ja nicht extra von seiner Kutsche nach der Metropole gefahren, um sich den Berliner Matsch anzuschauen und darüber in einen gelinden Aerger zu geraten. Bewahre. Er wollte seinem Töchterchen Annemarie und ihrem Manne, dem Leutnant Heinz von Barenburg einen Weihnachtsbesuch machen. Noch dazu einen, zu dem er sich nicht angemeldet hatte.

Na, die Freude, die sein Döchtling zeigen würde! Umbringen würde ihn das Mädel, vor Vergnügen rein masselig werden. Dedenhoch springen. Und was nicht noch alles.

Der alte Herr lächelte plötzlich sehr vergnügt, dachte gar nicht mehr an das, was Schnee sein sollte, sondern passchte quer durch, in die Friedrichstraße hinein, um noch ein paar recht niedliche Säckelchen für sein Herzblatt und eine Kiste Upmann für den Schwiegersohn zu erstehen. Er würde dann gerade so zur rechten Besucherzeit in der Potsdamer Straße ankommen.

Es ging auch alles ganz wunderschön glatt von statten. Hier und da mußte er zwar ein Weilchen warten, ehe er bedient wurde, da es in allen Geschäften noch von frohen Käufern wimmelte, er bekam sogar ein paarmal im Gedränge einen kleinen Puff, ließ sich aber durch diese Kleinigkeiten nicht aus seiner Weihnachtsstimmung bringen. Und endlich, so ein bißchen nach sechs, kletterte er mit Paketchen beladen in der Nähe der Leipziger Straße in eine Droschke und rief dem biederen Weißlackierten jovial zu: „Potsdamer Straße 38! Wenn's die alte Rosinante recht schnell macht, gibts 'n Daler Weihnachtstrinfgeld!“

Nun stand er glücklich vor dem Entree und läutete. Zweimal. Dreimal.

Als er unwillig zum vierten Male beginnen wollte, kam jemand pfeifend den Korridor herabgeschlendert, recht langsam und gemächlich, und — öffnete nicht, als er endlich vor der Tür Halt machte.

„Niedliche Wirtschaft!“ knurrte Herr von Bögenthin ergrimmt und läutete Sturm.

Nun bequemte man sich doch, die Tür handbreit zu öffnen und auf den Flur zu lufeln.

„Na, 's wird Zeit!“ grollte der Wartende, nur noch knapp den zehnten Teil seiner Weihnachtsstimmung besitzend. „Ihr haltet wohl alle euern Winter Schlaf? Was? Wird denn die Tür nun bald so weit aufgemacht werden, daß ich rein kann? Oder soll ich durch diese Ritze kriechen!“

Jetzt entstand eine größere Oeffnung, und Herr von Bögenthin sah, massig und breitspurig aufgezogen, den Burschen seines Schwiegersohnes. Aber frei gab der Mensch den Eingang noch nicht, sondern erkundigte sich grinsend und dumm dreist: „Wat woll'n Se denn?“

Da schwand der Rest guter Laune in Herrn von Bögenthins ungeduldigem Gemüt. „Ist das 'ne Art, Besuch zu empfangen?“ donnerte er. „Der Kerl hat ja keinen Funken Schlimm im Leib! Woll'n Sie mich mal nun sofort bei dem Herrn Leutnant und der

gnädigen Frau melden? Ich heiße Friedrich Wilhelm von Bögenthin! Verstanden?“

Heinrich Plauschte baute sich urplötzlich auf, als stände der Kommandierende vor ihm und rapportierte im schneidigsten Ton: „Zu Befehl! Aber der Herr Leutnant und die gnädige Frau sind nicht zu Hause.“

„Nicht zu Hause?“ wiederholte Herr von Bögenthin ganz langgezogen und unglaublich. „Ja, was soll denn das heißen: Am Heiligabend nicht zu Hause?“

„Zu Befehl, nein!“

Unwirsch trat Herr von Bögenthin in den Korridor und erkundigte sich, wohin die Herrschaften gegangen wären.

„Ins Theater,“ log Plauschte in seiner Unwissenheit mutig drauf los, da ihm das gerade einfiel.

„So!“ Herr von Bögenthin überlegte.

Am liebsten wäre er sofort wieder nach dem Bahnhofe gefahren. Dann aber zwang er seine grimmige Enttäuschung unter und sagte: „Ich bin der Vater der gnädigen Frau. Zeigen Sie mir das Zimmer meiner Tochter. Ich will dort warten.“

Heinrich Plauschte zauderte. Was sollte er tun? Da konnten viele kommen und sich als Vater ausgeben! Und nachher waren's Spitzbuben und Betrüger. Im Gefühle vollständiger Ratlosigkeit fraute er sich seinen dicken Schädel und stockte endlich:

„Das . . . das . . . fa . . . kann ich nicht.“

„Was? Mensch! Vorwärts, sofort!“

Mit zitternden Knien schritt der Angedonnerte nun dem alten Herrn voran und ließ ihn in das gewünschte Zimmer treten. Als er Licht angezündet hatte, wurde ihm bedeutet, er solle nun gehen.

„Das ist ja eine nette Geschichte,“ murmelte Herr von Bögenthin, mit großen Schritten auf- und abgehend. „Da läßt man sich in der nichtsruhigen Bahn zusammenschaukeln wie die Lupinen auf der Reinigungsmaschine, gibt seine ganze Bequemlichkeit auf, trempelt sich sozusagen vollständig um, und wenn man dann glücklich an Ort und Stelle ist, findet man das leere Nest. Ins Theater sind sie gegangen. Am heiligen Abend ins Theater! Niedlich, ungemein niedlich! Heitere junge Ehe! Nicht mal an solch einem Tage können sie zu Hause bleiben! Na ja, das ist die Jugend von heute. Meine selige Anna und ich, wir habens anders gemacht. Uns hätten am Heiligabend nicht zehn Pferde aus dem Bau gezogen.“

Er setzte seine Wanderung noch eine Weile fort und begann dann müde zu werden. Er suchte sich eine bequeme Ecke und wollte schlafen. Aber das grelle elektrische Licht störte ihn. Da sprang er zornig auf und schaltete den Strom aus. Und nach kaum einer halben Stunde verkündete ein lautes Schnarchen seinen festen Schlaf. —

Auch Heinrich Plauschte vernahm es. Er hatte zitternd auf dem Flur gestanden und angestrengt gelauscht, was „der Vater“ im Zimmer der gnädigen Frau nun wohl angeben würde. Was sollte man da bloß machen? Die resolute Beherrscherin der Küche, die in allen verzwickten Lebenslagen Rat wußte, war auch nicht zu Hause, da sie zu Bekannten beurlaubt war . . .

Jetzt aber, als er den friedlichen Schnarcherton vernahm, atmete er erleichtert auf. Böse Menschen schliefen nicht so seelenruhig in fremden Zimmern. Er verschloß die Flurtür, schlüpfte in seine Kammer und vergnügte sich noch eine Weile damit, die Weihnachtsliste zu probieren. Und als er nach ein paar Stunden müde wurde, legte er sich aufs Ohr und schlief ein. —

Bald nach elf Uhrkehrten Annemarie und Heinz von der Weihnachtsfeier bei einer befreundeten Familie heim.

Als sie in den Flur getreten waren, begab sich Annemarie sofort nach ihrem Boudoir und wollte das Licht andrehen. Aber sobald sie die Tür geöffnet, prallte sie entsetzt zurück, um dann laut aufzuschreien:

„Heinz, es ist jemand in meinem Zimmer!“

„Anstian, Annemarie!“

„Aber so hör doch dieses fürchterliche Schnarchen, Heinz!“

Beide lauschten einen Augenblick.

Dann sagte Heinz: „Das ist Plauschte! Das Faultier hat sich's bequem gemacht und ist eingedrusselt. Warte, dem will ich das besorgen!“

Heinz von Barenburg schlich sich in der Dunkelheit bis zu der Ecke, aus welcher das Schnarchen kam, fand

glücklich das eine Ohr des Schlafenden und viel, es
berb zausend:

„Blauschte, Kerl, willst du wohl sofort wach werden!
Ein wahrer Skandal, dich hier im Boudoir meiner
Frau betitzumachen.“

Herr von Bögenthin hatte das Schnarchen zuletzt
nur noch simuliert. Er war schon bei dem gellenden
Auf seiner Tochter erwacht.

Nun erhob er sich und sagte ergrimmt:

„Noch toller ist der Skandal, daß ihr mich für
euren famosen Burtschen haltet, nachdem ich hier vor
lauter Weihnachtsvergnügen eingeschlafen bin.“

Da schrie Annemarie auf. Halb vor Erschrecken,
halb schon im glücklichsten Jauchzen: „Du, Papa? Aber
das ist ja furchtbar!“ Und sie fiel ihm um den Hals.

„So? Furchtbar? Wohl, daß ich gekommen bin?“
pölkerte er los. „Euer Berlin ist mir tüchtig verfallen.
Morgen früh reise ich wieder ab. Aber nun laß mich
endlich los, Döchtling.“ schloß er glücklich-unwirsch, „du
erdrosselst mich.“ . . .

Als ihn Heinz und seine Frau vier Tage später
nach dem Bahnhofe begleiteten und ihm die Hände
zum letzten Male in das Abteil reichten, sagte er
lachend:

„Es war ganz nett bei euch, Kinder. Aber ich
möchte nicht wieder reinfallen. Im nächsten Jahr
kommt ihr hübsch zu Pseudo-Blauschte.“

Winternacht.

Versneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freut,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreut.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seinen Wipfel leicht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
In Gottes Lob wird rauschen.

187. Bdr. v. Eichendorff.

Sehr schlimm!

Zwei gute Freunde treffen sich am ersten Weihnachts-
feiertage auf der Straße.

„Nun, Winkler, bist du tüchtig beschenkt worden?“ fragt
der eine.

„Allerdings,“ ist die Antwort. „Meine Frau hat mir
einen wundervollen Rauchtisch geschenkt, alles echtes Silber,
ein ganz verflücht feines Ding!“

„Na, da kannst du dich aber freuen!“
„Das ist noch nicht alles, Edward, eine Kiste besonders
feine Zigarren hat sie auch noch spendiert.“

„Donnerwetter, Winkler, das laß ich mir gefallen, so
splendid ist meine Alte nicht, trotzdem sie sich auch nicht
lumpen läßt! Und von deinen Kindern, was hast du denn
von denen bekommen?“

„Mein Sohn hat mir ein sehr hübsches silbernes Feuer-
zeug geschenkt, weil er nicht leiden konnte, daß ich immer
eine gewöhnliche Streichholzschachtel in der Tasche trage,
hupp-topp sag' ich dir!“

„Das finde ich äußerst nobel von dem Jungen!“

„Und meine Tochter hat mir ein ganz entzückendes
Zigarrenetui gearbeitet. Ich trug nämlich bisher die
Zigarren immer in einer Kiste.“

„Na, das muß ich sagen, deine Peute haben sich
nützlich angestrengt. Aber ich finde, du siehst gar nicht so
vergnügt aus, wie man nach all den schönen Sachen er-
warten dürfte. Was hast du denn? Fehlt dir was?“

„Nein, durchaus nicht, aber denke dir nur, wie merk-
würdig sich das mit den Geschenken traf! Vorgestern hatte
ich mir fest vorgenommen, vom 1. Januar ab das Rauchen
aufzugeben, und jetzt kann ich doch mein Gelübde gar
nicht halten, ich würde ja meine ganze Familie tödlich
beleidigen!“

Denkspinn.

Wenn es gilt, die Leidenschaften reden zu lassen, haben fast
alle Menschen dieselben Ideen, jedoch die Art, sie auszudrücken,
unterscheidet den geistreichen von dem geistlosen Menschen, den
genialen von dem, der nur Geist besitzt, und den Dichter von dem,
der es sein möchte.

Voltaire.



Die „Dammerngeige“. Die amerikanischen Hummern
sind besonders wegen ihrer Größe bekannt. Ihre Größe,
die häufig ein Meter übersteigt, hat einen Geigenmacher
von Philadelphia, Benjamin Carlton, auf den genialen Ein-
fall gebracht, mit Hilfe dieser Riesenhummern die ehrwürdige
Geigenmacherkunst zu einer neuen Blüte zu bringen. Er
hat aus der Schere eines dieser Riesentiere eine Geige ge-
baut und damit ein Instrument geschaffen, das an Schön-
heit des Tones mit dem Klang alter italienischer Violinen
zu vergleichen ist und dem eine große Zukunft prophezeit
wird. So wird das rote Scherentier auch für die musi-
kalischen Feinschmecker noch zum Segen werden!



Der Roman eines Ehreinges. Unter seltsamen Um-
ständen ist kürzlich in New-Kolumbus ein verlorener Ver-
lobungsring wiedergefunden worden, dessen Verlust seiner-
zeit die Brautleute entzweit hatte. George Well hatte sich
mit der Tochter einer angesehenen Familie verlobt. Die
Hochzeit sollte in der Episcopal Church stattfinden, und im
Städtchen sah man der Feier mit großem Interesse und
herzlicher Anteilnahme entgegen. Der Bräutigam hatte be-
reits die Billette zu einer Hochzeitsreise nach Europa ge-
löst, und man stand zwei Tage vor der Abreise. Well er-
hielt nun vom Juwelier eine kleine Schachtel, die ein Perlen-
und Diamantenhalsband enthielt, die Hochzeitsgabe für seine
Braut, ferner einige kleine Erinnerungen für die Bräut-
ungskameraden und zuletzt den gravierten Ehrenges. Die Hals-
kette übergab er der Braut; diese war jedoch ein wenig
abergläubisch und wollte den Ring unter keinen Umständen
vor der Zeremonie entgegennehmen. Well steckte das Kleinod
in seine Westentasche, und das tödliche Schicksal tat es nicht
anders, als daß er den Ring prompt verlor. Das Suchen
begann; alle Winkel wurden durchstöbert, die Nachforschun-
gen nach dem verlorenen Ring nahmen kein Ende. Alles
war erfolglos. Die junge Braut war untröstlich. Das Ge-
schehnis schien ihr eine schlimme Vorbedeutung zu haben und
böse Ahnungen kamen über sie. Der Ring mußte gefunden
werden. Aber er blieb verschwunden, und als er zur Hoch-
zeitsstunde noch nicht gefunden war, ließ sie den Bräutigam
vergeblich warten, und die Verlobung ward gelöst. . . .
Jüngst ging der ehemalige Bräutigam in seinem Garten
spazieren. An einem Gemüsebeet erregte ein Kohlkopf seine
Kürmerfameit, der verkümmert und dürrig zwischen grünen
Genossen dahinsiechte. Well bückte sich, um das Gewächs
auszureißen. Als er die Wurzel sah, war der Grund des
schlechten Wachstums erklärt. Hart um die erdige Wurzel
schmiegte sich ein metallener Streifen, der verlorene Ring.
Well trug die Pflanze mit samt dem pflichtvergessenen Ver-
lobungsring zur Mutter der Braut. Man überzeugte sich,
daß es der gesuchte Ring war. So wurde man schnell
wieder einig, und nun wurde die verzögerte Hochzeit in
aller Stille gefeiert.